

Die Feldnonnen bei St.Leonhard : zur Reformationsgeschichte der Stadt St. Gallen

Autor(en): **Götzinger, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen**

Band (Jahr): **8 (1868)**

PDF erstellt am: **31.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-946532>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die
Feldnonnen bei St. Leonhard.

Zur Reformationgeschichte der Stadt St. Gallen.

HERAUSGEGEBEN VOM HISTORISCHEN VEREIN IN ST. GALLEN.

Mit 1 Tafel Abbildung.



ST. GALLEN.

VERLAG VON SCHEITLIN & ZOLLIKOFER.

1868.



Lith. v. J. Tribelhorn, St. Gallen.

DAS NONNENHAUS ZU ST. LEONHARD.

[Götzinger, Ernst:]

Die

Feldnonnen bei St. Leonhard.

Zur Reformationgeschichte der Stadt St. Gallen.

HERAUSGEGEBEN VOM HISTORISCHEN VEREIN IN ST. GALLEN.

Mit 1 Tafel Abbildung.



ST. GALLEN.

VERLAG VON SCHEITLIN & ZOLLIKOFER.

1868.

Das letztjährige Neujahrsblatt hat erzählt, wie im alten St. Gallen jährlich in der Kreuzwoche Bittgänge um die Stadt stattfanden, und zwar am Montag hinter der Berneck herum nach St. Leonhard.

Es war am 3. Mai 1523, als der Zug der Andächtigen mit Kreuz und Fahnen nach der Sitte der Väter wieder einmal gegen St. Leonhard zu sich bewegte. In der Kirche wartete ihrer ein fremder Prediger, Dr. Baltasar Fridberger, Pfarrer in Waldshut; sein Freund, Sebastian Ruggensberger, Bürger der Stadt, damals Prior im Kloster Zion zu Klingnau, hatte ihn nach St. Gallen mitgebracht. Die Menge des Volkes, das den Prediger zu hören verlangte, nöthigte ihn, aus der Kirche herauszutreten und vom Berglein herunter den am Abhange desselben sich lagernden Gläubigen seine Predigt zu halten, erklärend die Geschichte von der Menschwerdung Christi, Lucæ 1: der Engel Gabriel ward gesandt von Gott in eine Stadt in Galilea, die heisst Nazareth. Fridberger sei mit lieblichem und hellem Gespräch begabet gewesen, weshalb das Volk ab seiner Lehre grosse Freude und Lust empfing.

Die Kirche, in welcher die Predigt hätte stattfinden sollen, stand zuoberst auf dem niedern Hügel, der das Gebiet der Stadt im Westen abschliesst. Schon im Jahr 1151 stiftete Abt Wernher die Propstei und Kirche und gab ihr die Heiligen Aegidius und Leonhard zu Schutzheiligen, setzte auch ordentliche Regelpriester unter einem Propst ein, welche den Gottesdienst zu versehen hatten. Der Propst hiess auch Pfarrer zu St. Leonhard, weil Hundwil eine Zeitlang dahin kirchgenössig war.

Es wird erzählt, dass im Jahr 1225 die neuerbaute Kirche zu St. Leonhard (vielleicht hatte der vollständige Ausbau bis dahin auf sich warten lassen) vom Bischof von Constanz, in dessen Sprengel sie lag, geweiht werden sollte. Da bewarb sich der Abt Rudolf von Güttingen, der zugleich den bischöflichen Stuhl in Chur inne hatte und meist in der letztern Stadt residierte, um die Erlaubniss, in des Bischofs Namen weihen zu dürfen; die Bitte wurde gewährt, und Rudolf begabte in päpstlichem Auftrage die neue Kirche, in welcher die Reliquien des hl. Leonhard und des hl. Aegidius lagen, mit einem 40tägigen Ablasse für leichtere, einem 14tägigen für schwerere Sünden. — Die spätern Aebte sorgten wenig mehr für ihre Stiftung, liessen die Kirche und die dazu gehörenden Gebäude zerfallen und zogen die meisten Gefälle in's Kloster. Was noch geschah, das musste die Stadt besorgen lassen, welche die Aufsicht über den Kirchenbau hatte und Eigenthümerin der Gottesgaben war. Im Jahr 1519 fiel der Kirchthurm ein, und als die Bürgerschaft ihn und den ebenfalls baufälligen Chor wieder bauen sollte, kam sie bei Abt Franz Gaissberg um einen Beitrag dazu ein; dieser wollte keinen Heller geben, sagte vielmehr, er hätte in seinen eigenen Gerichten genug zu bauen, wolle sich mit fremden Gerichten nicht beladen. Die Stadt besserte also das Gebäude von sich aus nothdürftig aus, beschloss aber schon nach 11 Jahren, die Kirche für immer abzubauen. Das „gar alte Gebäu“ verschwand seitdem von seinem Hügel.

Unter dem Volke, welches den Worten des Waldshuter Prädicanten zuhorechte, wenn auch nicht unter Denen, welche nach der Aussage des Chronisten ab seiner Lehre grosse Freude und Lust empfingen, mögen wohl einige Klausnerinnen oder Feldnonnen des Nonnenhauses nicht gefehlt haben, das unter dem Kirchhügel an seinem östlichen Fusse gegen die Stadt zu lag. Ihrer 11 Schwestern bewohnten das Haus und lagen in dem neben dem Wohnhause erstellten Kirchlein ihrer Andacht ob. In der Umgegend hiess man sie Beguinen oder Feldnonnen von St. Leonhard, wohl auch die nichteingeschlossenen oder nichteingesegneten Feldnonnen.

Seit der Verweltlichung des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland, die mitunter auch in den Klöstern bei Mönchen und Nonnen nicht ausgeblieben war, seitdem durch die Kreuzzüge ein grosser Theil der männlichen Bevölkerung von Europa weggerafft wurde und die Zahl der Wittwen und Waisen in steigendem Verhältnisse zunahm, seitdem die Zahl derjenigen Leute adeligen Standes immer grösser wurde, die, in wüstem Leben aufgewachsen, die sittliche Würde des weiblichen Geschlechtes verkannten: seitdem entstanden, mit dem 11. Jahrhundert beginnend, in sehr kurzer Zeit überall in Deutschland, vorzüglich aber in den Niederlanden, am Rhein und in der Schweiz weibliche Stiftungen, die, ohne einem der bestehenden kirchlichen Orden unterworfen zu sein, dazu dienten, fromme Frauen und Jungfrauen in gemeinsamer Arbeit, gemeinsamem Haushalte und gemeinsamem Gebete aufzunehmen. Es waren meist Leute ärmern Standes, welche diese Häuser bevölkerten; Töchter reicherer Mitgift liessen sich lieber in ein förmliches Kloster aufnehmen. Es gab dieser Beguinenhäuser, wie man sie nannte, eine erstaunliche Anzahl; in Köln allein zählte man über 1000 Beguinen, und in Strassburg kennt man die Namen von 60 Beguinenhäusern. In St. Gallen gab es solche Klausen ausser der bei St. Leonhard noch bei St. Mangen, die St. Johann-Klause, bei St. Jörgen, bei St. Jakob, auf dem Rotmonten, bei Nöggersegg. Nicht alle hatten dieselben Statuten; einige wohnten nicht einmal gemeinsam, sondern beteten bloss oder arbeiteten bloss miteinander; einige verlangten eine Mitgift von der aufzunehmenden Schwester, andere nicht; die Kleidung war verschieden, unterschied sich aber jedenfalls wenig von der Kleidung der weltlichen Frauen. Der Rücktritt aus der Gesellschaft stand ihnen frei und sie konnten sich, sobald sie ausgetreten waren, wieder verheirathen. Sie waren durchaus nicht innert den Mauern ihres Klosters eingeschlossen, sondern nahmen an allerlei kirchlichen und nicht kirchlichen Begünstigungen Antheil wie das übrige Volk: darum hiess man sie auch Feldnonnen, zum Unterschied von den Nonnen in den Klöstern. Die Oberaufsicht über die Verwaltung des Vermögens war einem vom Rathe ernannten Pfleger anvertraut. An ihrer Spitze stand eine Meisterin oder Mutter.

Die Selbständigkeit der Beguinenhäuser, die keinem Orden unterworfen waren, mag bei manchen nicht bloss gute Wirkungen getragen haben; einige erwarben sich einen schlimmen Leumund; andere kamen in Verdacht, mit verbotenen Sektirern gemeinsame Sache zu machen oder verbannten Leuten als Schlupfwinkel zu dienen; das gab mannigfachen Anlass, gegen sie anzukämpfen, und die meisten dieser Anstalten sahen sich daher im 14. Jahrhundert genöthigt, sich an den Franziskaner-Orden anzuschliessen, dessen s. g. dritter Orden eine gewisse Aehnlichkeit mit den ächten Beguinen hatte. Zwar banden jetzt die Klostersgelübde für das ganze Leben; aber der freie Verkehr mit der Aussenwelt blieb gestattet; sie waren auch als Franziskanerinnen den eigentlichen, strengern Regeln untergebenen Klostersnonnen gegenüber zwar ärmer als diese, aber ungebundener, vielleicht auch beim Volke eben darum beliebter. Den alten Namen Beguinen gab man ihnen auch jetzt noch.

Dem dritten Orden der Franziskaner hatte auch die Klause angehört, welche am Schlusse des 14. Jahrhunderts oben auf dem Hügel neben der Kirche gegründet worden war; sie kam nie zu bedeutender Blüthe und wurde bald überholt durch die untere Klause, welche im Jahr 1426 von einer Margaretha Rüteggerin gestiftet wurde. Diese Frau gab ihr Haus dazu; die Stadt überliess ihnen ein schönes Stück Gemeindeland zur Benutzung; neben dem Hause erbauten sie sich ein kleines Gotteshaus. Sie waren für ihren Gottesdienst eigentlich auf St. Laurenzen angewiesen, hatten aber um die jährliche Abgabe eines Guldens sich das Recht erworben, in ihrem neuerbauten Kirchlein den Gottesdienst durch einen eigenen Beichtiger besorgen lassen zu dürfen. Um die Zeit der Reformation hatten sie den Barfüsser Terminierer bei St. Laurenzen, der bei seiner geringen Einnahme auf anderweitige Arbeit angewiesen war, als Beichtiger angestellt. Er hiess Peter Kaiser. Die Bewilligung zur Anlage eines eigenen Kirchhofes fällt in dieselbe Zeit. Ihre Vorsteherin nannten sie Mutter.

Es wäre ausser dem bis heute erhaltenen Schwesternhause mit dem daneben liegenden Kirchlein und wenigen alten Schenkungs- und Kaufsurkunden, die sich auf die obere und untere Klause beziehen,

wohl sehr wenig vom innern Leben und Treiben der 11 Schwestern zu St. Leonhard auf uns gekommen, hätte nicht ein günstiges Geschick uns das Tagebuch erhalten, das die letzte Mutter Wiborada Mörlin über die Vorgänge niedergeschrieben hat, welche dem schon angeführten 1523sten Jahre nachfolgten und zu welchen die gänzliche Aufhebung der Stiftung gehörte. Es ist ein durch fast männlich erscheinende Hand geschriebenes Heft von 56 Seiten, das die Gedanken und Empfindungen, das Thun und Lassen, das Reden und Schweigen der Feldnonnen und besonders ihrer Mutter so anschaulich darstellt, dass der Leser unwillkürlich mit den geängstigten Frauen Mitgefühl und Mitleid haben muss. Wir legen diese Handschrift, wie sie unsere Stadtbibliothek aufbewahrt, den folgenden Mittheilungen zu Grunde und versuchen, den Ton und Ausdruck des Tagebuches auch in diesem neuzeitigen Gewande durchklingen zu lassen.

Die Gastpredigten des Waldshuter Pfarrers Baltasar Fridberger waren bloss ein Glied in der langen Kette der Bemühungen einer den neuen religiösen Anschauungen zugewandten Partei, welche, sobald die Lutherischen Bücher in unsere Gegend kamen, Versuche machten, der neuen Lehre auch hier Geltung zu verschaffen. Wenige Monate, nachdem Luther am 31. Oktober 1517 seine 95 Thesen an die Wittenberger Schlosskirche angeschlagen hatte, kehrte aus der Fremde der Bürger in seine Vaterstadt zurück, der während der nächsten inhaltreichen und schweren Jahre die Seele seiner Vaterstadt werden sollte: Joachim von Watt, den die Gelehrten Vadianus, die Leonharder Nonnen „den Doctor Watter“ nannten. Schon im folgenden Jahre ermahnte der Rath die Stadtgeistlichkeit, ihrem Amte, wie sich gebühre, vorzustehen; zugleich gab der durch die Pest erfolgte Tod der zwei ersten Geistlichen zu St. Laurenzen dem Rath Gelegenheit, an die einflussreichsten geistlichen Stellen der Pfarrkirche der Stadt zwei jüngere Priester zu befördern, von denen man wusste, dass sie der Neuerung nicht abgeneigt seien: Benedict Burgauer und Wolfgang Wetter, genannt Jufti; verschärfte Sittenmandate und die Wahl des Dominicus Zili zum Schulmeister waren neue Beweise davon, wessen man sich vom Rathe zu versehen hatte. Ende des Jahres 1522 nahm der Streit zwischen dem Münsterprediger Dr. Wendelin und den Prädicanten in der Stadt seinen Anfang. Dr. Wendelin ereiferte sich gewaltig gegen Das, was man auf der Kanzel zu St. Laurenzen nunmehr als Wahrheit immer entschiedener predigte. Bereits fing auch das Volk an unruhig zu werden; der äbtische Landvogt beklagte sich beim Rathe über vorgefallenen Unfug und wildes Geschrei; man war beiderseits nicht müssig, Geschichten zu erzählen, welche auf die Anführer beider Parteien ein schlimmes Licht werfen konnten. Die bei St. Laurenzen angestellten Ordensbrüder erhielten die strenge Weisung vom Rathe, nicht mit Denen zu halten, welche der Stadt feindlich gesinnt wären, und ihrer Pflicht Genüge zu leisten; zu gleicher Zeit forderte man fremde Prediger, die man als evangelisch kannte, auf, ihren Glauben in Predigten dem nach der neuen Lehre begierigen Volke zu verkünden. Aber eine Aenderung der Kirchengebräuche war dennoch vorerst noch im weiten Felde. Noch waren die Katholischgesinnten in der Stadt so stark, dass sie bei der Bürgermeisterwahl um Neujahr 1523 auf 1524 einen Mann, Jakob Krum, durchsetzten, der nicht zur entschiedenen Partei gehörte. Doch gieng die Bewegung weiter. Johannes Kessler, aus Wittenberg zurückgekehrt, wo er Luthers, Melanchtons und Karlstadts Schüler gewesen war, begann zuerst vor einem kleinen Kreis seine Vorlesungen über die Epistel des Johannes, die solches Aufsehen erregten, dass die Gesellschaft sich stets nach weitem und weitem Räumlichkeiten umsehen musste, um den Kreis der Lehrbedürftigen aufzunehmen. Daneben gieng das Geschrei auf den Gassen seinen Weg. Die Aebtischen unterliessen nicht, den ihnen befreundeten katholischen Orten — und dazumal war ausser Zürich noch keiner der 12 Orte gewillt, der Reformation Einlass bei sich zu gestatten — Nachricht zu geben von Dem, was sich in St. Gallen zutrug. Man berichtete nach Luzern Allerhand, Wahres und Erdichtetes. Unter Anderm wurde berichtet, der Rath hätte den Nonnen zu St. Katharinen und zu St. Leonhard eigenmächtig ohne ihren Willen Vögte aufdrängen wollen, eine Massregel, die ohne weiters mit unter die Gewaltsamkeiten des Rathes gegen die katholische Lehre gerechnet wurde.

Nicht die Feldnonnen hatten den Rath zu diesem Vorgehen bestimmt, sondern die Nonnen von St. Katharina; dieses Kloster, früher dem Augustinerorden, jetzt dem Dominikanerorden einverleibt, hatte den Rath schon oft zu ernstern Unterhandlungen mit dem Convent veranlasst; es war eine reiche Stiftung, und die vornehmsten Familien des Landes rechneten es sich zur Ehre, eine Tochter als Nonne zu St. Katharina einkleiden lassen zu dürfen. Aber der Reichthum hatte schon einmal die Disciplin im Kloster so gelockert, dass nur sehr ernste Massregeln den Geist der Zucht und des Gehorsams wieder zu Ehren gebracht hatten. Jetzt klagte der Rath nicht mehr über jenen Mangel; aber die Schwestern, von denen ein Theil Bürgerinnen der Stadt waren, hatten den Dr. Wendelin, den beredtesten Feind des evangelischen Wesens in der Stadt, zu ihrem Beichtiger angenommen, und da war es kein Wunder, wenn in diesen Zeiten unter dem Einflusse des Beichtigers innerhalb der Klostermauern Manches geschah, was dem Rath durchaus nicht gleichgültig sein durfte. So wurde denn in der gleichen Sitzung, in welcher der Rath die Veröffentlichung eines Mandates an die Bürgerschaft beschloss, wonach die Seelsorger und Prädicanten künftig auf den Kanzeln nichts predigen sollten, als was aus biblischer Schrift zu beweisen sei, und Niemand den Prediger in der Kirche zu Rede setzen dürfe, sondern, wenn er Auskunft wolle, vor einer Commission von Fünfen sein Recht zu suchen habe: in derselben Rathssitzung auch der Beschluss gefasst, dass die Frauen zu St. Katharina den Dr. Wendelin entweder als Beichtiger zu entlassen, oder ihn zu veranlassen hätten, dass er sein Amt als Münsterprediger aufgebe und bloss ihrem Beichtigerdienst lebe. Es stand zu erwarten, dass der Abt seinen jetzt ganz unentbehrlichen Prediger vom Dienst am Münster nicht entlassen werde, wodurch dann der Einfluss des streitbaren Mannes wenigstens auf das Frauenstift ein Ende gewonnen hätte. Von den Nonnen zu St. Leonhard war vorerst noch nicht die Rede.

Drei der angesehensten Rathsmitglieder wurden abgeordnet, mit den Nonnen zu sprechen; sie scheinen keine besondere Geneigtheit gefunden zu haben, dass man in den Willen des Rathes sich ergeben wolle, und der Rath beschloss darum, auf andere Weise die Nonnen unschädlich zu machen; er erklärte, dass er sich genöthigt sehe, dem Kloster einen oder mehrere Vögte von sich aus zu geben, weil die Schwestern nicht im Stande seien, in so schwierigen Zeitläuften ihr Vermögen selbst zu verwalten und unredliche Menschen sie leicht bethören und um das Ihrige bringen könnten. Auch darauf gieng man in St. Katharinen freiwillig nicht ein; im Gegentheil, man klagte bei Luzern und den katholischen Orten; diese traten auf Seite des Klosters und schrieben in diesem Sinne an den Rath von St. Gallen; aber der Brief verfehlte seine Wirkung; der Rath kam auf seinen frühern Beschluss zurück, verordnete ihnen statt des Dr. Wendelin einen Kaplan von St. Laurenzen als Beichtiger und bestätigte den Beschluss, sie bevogten zu wollen. Wollte man aber nicht den Schein einseitigen Uebelwollens gegen die Dominikanerinnen auf sich laden, so musste das zweite Kloster, das damals allein noch innerhalb der vier Kreuze lag, unsere Feldnonnen, demselben Rathsbeschluss auch anheimfallen, und so gab denn der Rath den dazu verordneten Rathsmitgliedern auf, diesmal auch mit den Franziskanerinnen zu St. Leonhard Rücksprache zu nehmen. Das geschah, und die Mutter sah sich veranlasst, ihr Tagebuch mit folgenden Worten zu beginnen:

„Jesus Maria. Dies ist geschehen im 24ten Jahr am Montag vor St. Johann des Täufers Tag. Der Klein und Gross Rath haben sechs Mann zu uns geschickt und haben an uns begehrt, dass wir uns an sie ergeben und haben gesprochen: Wohllehrwürdige Mutter und Schwestern, wir sind zu Euch gekommen und wollen Eure treuen Herren sein, und weil jetzt die Zeitläufte so sorglich sind, so wollen wir davor sein, und wenn Euch etwa Jemand wollt angreifen und das Eure nehmen, so wüssten wir Euch zu beschirmen. Darum ist des Rathes Meinung, dass man Euch einen oder zwei Vögte gebe, und diese sollen aufschreiben, was Ihr besitzt, damit, was immer Euch begegne, wir es erfahren. Ihr habt auch viel Gastung von Priestern und andern Leuten: das sieht man nicht gern. Ihr verbraucht damit Euer Gut und müsst nachher Mangel leiden. Und solche und andere Worte wurden viel gesprochen, die gar nicht wahr sind. Da wollten sie, wir sollten ihnen eine Antwort geben, ehe sie aus dem Hause giengen. Also

befragte die Mutter die Schwestern; da wollten diese Bedenkzeit haben, die Herren aber wollten sie schlechterdings nicht geben. Da sprachen wir: Wir verlangen es nicht um uns armer Weiber willen; wir wollen uns bedenken, und kaum brachten wir sie dazu, dass sie uns Bedenkzeit liessen bis Morgen um die 7. Stund. Da sprachen wir, wir wollten Rath suchen bei den Unsern, hier und anderswo; die Sache sei schwieriger, als man meinte. Da wollten sie davon sehr wenig wissen, jedoch dem Rathe vorlegen. Am Samstag darnach (sie waren also trotz des energischen Befehles nicht bloss nicht am Dienstag Morgen um 7 Uhr, sondern am Dienstag und die folgenden Tage überhaupt nicht erschienen) gieng die Mutter mit Schwester Elsbeth zu dem Burgemeister und fragten ihn Rath. Da war er recht ernsthaft und zankte mit uns, dass wir entloffenen Mönchen Herberge gegeben hätten. Zuletzt sagte er: Man wird die von St. Katharinen vor Rath beschicken, so wird man Euch vielleicht auch beschicken.“

Ob das geschehen sei, haben wir nicht erfahren können; das Verlangen aber des Rathes an die Schwestern, einen oder mehrere Vögte vorzuschlagen, blieb wiederum wie bei St. Katharinen unbeachtet, und neue schärfere Schreiben der katholischen Orte scheinen sogar den Rath bewogen zu haben, vorläufig mit der Execution seiner Befehle nicht allzu sehr zu eilen. Indessen nahm in der Stadt die reformatorische Bewegung ihren lebhaften Fortgang; zwar hatte sich der Rath auf die entschiedene Forderung der katholischen Tagsatzung hin genöthigt gesehen, dem Johannes Kessler seine Vorlesungen für einige Zeit zu untersagen; er hatte aber nichts dagegen, dass Andere dieselben im gleichen Geiste fortsetzten; die lauschende Menge wuchs so an, dass man aus der Schmiedenzunft nach St. Mangen ziehen musste. Weil aber der Abt dieser Kirche Lehenherr war, fand man die Thüren verriegelt und der Prediger musste bei sehr kaltem und unleidigem Novemberwetter vom Mäuerlein herab lesen, das um den Kirchhof geht. Das geschah dreimal; dann zog man auf die Metzge am Rindermarkt, und als auch da der Raum zu enge ward, beschloss man, vor den Rath zu gehen und diesen zu bitten, dass er für die Lesungen die St. Laurenzkirche einräume. Das geschah Anfangs Februar 1525. Seit Neujahr war der Rath durch die jedes Neujahr stattfindenden Neuwahlen der neuen Lehre in seiner Zusammensetzung noch geneigter geworden; ein ganz entschiedener Anhänger derselben, Christian Studer, war im Bürgermeisteramt Nachfolger des noch schwankenden Jakob Krum geworden, und so war die Mehrzahl der Rathsherren ohne Zweifel recht erfreut, dass sie auf eine so ruhige und gesetzmässige Weise, und nicht durch Tumult gezwungen, den Vorlesungen die Stadtkirche einräumen konnten.

In derselben Sitzung aber, an welcher der Grosse Rath der evangelischen Partei die Kirche öffnete, war er genöthigt, auch über einen Vorfall Rath zu pflegen, der wohl unmittelbar vorher sich ereignet hatte. Das Rathsprotokoll erwähnt bloss, der Grosse Rath habe die Sache an den Kleinen Rath gewiesen; hören wir darum, was die Frau Mutter sich aufgeschrieben hat:

„Item. Nun hat es sich begeben an dem Sonntag, dass bei Nacht mehr denn 20 Mann*) vor die Porten sind kommen, haben ungestümlich geläutet und gesprochen, man solle sie einlassen und ihnen zu trinken geben, anfangs mit viel Bitten und darnach mit Drohworten. Da wir ihnen gütige und auch Bittworte gaben, da sprachen sie: wollten wir es nicht in Liebe thun, so müssten wir es dennoch thun, und fiengen an und stiessen hart an die Thüre. Da boten wir ihnen Recht vor dem Rath von St. Gallen. Da zogen sie ab. Da giengen wir zu dem Burgemeister Christian Studer und fragten ihn, was wir in der Sache thun sollten. Da sprach er, er wolle es dem Rath vorlegen. Da giengen wir am Mittwoch wieder zu ihm. Da sprach er, die Herren wollten am Freitag Rath haben, wie sie helfen wollten, und da geboten sie dem Hans Berly, Klauss Schopp und Hans Brustpeltz, dass sie ein Aufsehen hätten, wenn man mehr käme, damit sie es abreden könnten, und wenn wir sie gerne wollten, so sollten sie bei uns über Nacht sein. Also waren sie wohl drei Nächte bei uns, so ungestüm war das Bubenvolk mit Drohen, mit

*) Diese 20 Mann sind Strubenzeller gesin.

Leidwerken und Verspotten und Singen, und viel haben sie uns in der Nacht geläutet, worauf wir weiter nicht achteten.

Item. Darnach an unserer Frauen Tag zu Lichtmess, da kam Dr. Watter und Andres Müller, Underburgemeister der Zeit, und sprachen, der Rath hätte sie zu uns geschickt, dass sie Sorge zu uns hätten, und sie wünschten mit der ganzen Schwesterngemeinde zu sprechen. Also kamen wir alle. Da that der Doctor eine lange Rede mit viel schönklingenden Worten. Nach vielem Reden sprach er: Der Rath will wissen, was Ihr an zeitlichen Gütern, liegender und fahrender Habe besitzt, und sprach: Suchet die alten Zinsbriefe alle hervor, und mit andern Worten mehr.

Zum andern, so sollt Ihr zwei Vögte erwählen, zwei Männer, die Euch am liebsten sind und mit denen Ihr gerne verkehrt, denen Ihr vertrauen möget, die sollen Euch rathen und Rechnung von Euch nehmen. Da gaben wir darüber die Antwort, wir hätten nicht so viel, dass wir Vögte darüber bedürften. Unser Haus stände nun gerade 100 Jahre und wir hätten nie einen Vogt gehabt.

Zum dritten sprach er, sie, die Rätthe, wollten uns in unserm geistlichen Stande nicht stören und uns bei unserm alten Herkommen lassen, bei unserer Profess und andern Dingen, die wir bisher gehalten; mit viel Worten, die wir und sie redeten.

Darnach an dem Montag vor St. Valentins Tag (d. h. 14 Tage später) da kam Klaus Cuntz und Junker Kaspar Zollikoffer zu uns (das sind Männer, welche dem alten Glauben nicht ganz ungeneigt waren, conservative). Die waren auch vom Rathe geschickt und sprachen, wir sollten 6 Männer erwählen, die uns am genehmsten wären, so wollten sie uns daraus zwei geben, die sie wollten, und wollten uns also nicht mehr die volle Wahl lassen. Also baten wir sehr herzlich, dass sie uns liessen wie von Alters her. Und da wir so lang und so dringend baten, da sprachen sie, wenn wir vor den Rath kämen und also bäten, so meinten sie, man liesse uns also sitzen. Begegnete uns aber etwas, so würde man durch die Finger lügen.

Item. Darnach am Sonntag nach St. Valentins Tag, da schickte man uns einen Rathsknecht, der bot uns auf den Montag vor Rath, und wir sollen unsere Hausbriefe und Stiftungsbriefe mitbringen. Also giengen unser 2 Schwestern. Da fragt der Burgemeister, wo wir die Briefe hätten. Da sagten wir: Wir haben nicht verstanden, ob wir die Zinsbriefe oder was für Briefe wir nehmen sollten; wir wollten darum hören, was sie von uns wünschten. Da sprach er: Es ist des Raths Meinung, dass Ihr sechs Männer erwählt, so werden wir Euch zwei aus den sechsen geben, welche wir wollen, die Eure Pfleger seien. Da liessen wir durch unsern Fürsprech reden, wir hätten in dieser Beziehung keinen Auftrag; auch seien der Geschäfte bei uns wenig und wir genügten denselben; auch wäre Stadtrecht, dass unser eins den Vogt selber wählte und wenn er's nicht annehmen wolle, müsse der Rath ihn dazu entbieten. Doch hätten wir eben in der Beziehung keinen Auftrag und wollten es darum vor unsre Mitschwestern bringen. Also hiess man uns auf den nächsten Mittwoch wieder kommen und die Briefe und die Namen der sechs Männer auf einen Zettel geschrieben mitbringen, so wollten sie dann zu Rath werden, wen sie uns geben wollten. — Aber wir thaten es nicht; denn die ganze Gemeinde wollte auf der Stadt Recht verharren und wollte selber zwei wählen.

Da kamen wir am Mittwoch vor der Herrenfasnacht unser 4 vor Rath. Da hiess man uns in die Stube kommen und der Burgemeister fragt uns, wo wir die Briefe hätten. Da gaben wir ihm 3 Lehenbriefe und den Hausbrief und das Istrement (Instrument = Urkunde), wie wir von den Vätern (d. h. von den Vätern ihres Ordens, den Franziskanern) in den Orden aufgenommen worden sind. Nun las man die Briefe vor dem Kleinen Rath und da hiess man uns austreten und unsern Fürsprech mit uns. Da zeigte uns unser Fürsprech sehr schön, was unser Orden bedeute, und wegen der Vögte, wie man uns nicht zu etwas zwingen dürfe, wir wären auch „arme Wibli“. Da erschrakten wir zuerst; dann wurden wir beherzt und wollten gar keine Vögte, die sie uns erwählten, sondern wir wollten bei der Stadt Recht und Brauch bleiben, nämlich dass wir den Vogt selber wählen und dass der Gewählte die Wahl annehmen muss. Da

wollte der Burgemeister schlechthin, wir sollten die 6 Mann vorschlagen, so wollten sie uns daraus geben, welche sie wollten. Nun wollten wir die Wahl gar nicht aus der Hand geben; denn wir fürchteten den Nachklang, davon viel zu schreiben wäre, denn wir hatten unter dem gemeinen Volk reden hören, unser Haus solle zerstört werden. Nun wollte der Fürsprech wissen, welche 2 Männer wir wollten. Da sagten wir: den Burgemeister Casper Funbüller (er heisst eigentlich Vonbühler) und den Zunftmeister Klaus Cuntz (natürlich zwei Leute, welche den Nonnen geneigt waren; der zweite hatte schon einmal mit ihnen unterhandeln müssen). Da wollte der Burgemeister nichts von ihnen sagen hören; man hätte sehr gern gehabt, dass wir den Doctor Watter hätten genommen und noch einen, den sie gerne gehabt hätten; diesen hätte man uns wohl gelassen, aber die zwei um keine Sache. Da wollten wir dennoch auf ihnen beharren. Da sprach der Burgemeister: Ihr seid je länger je hartnäckiger. Wir haben Euch heissen Eure Hausbriefe und Stiftungsbriefe bringen, da habt Ihr Lehenbriefe und was für Briefe gebracht, an denen nichts liegt. Eure Briefe sind keinen Heller werth. Da lasen sie uns einen Brief, das war die Verschreibung, die wir der Stadt gegeben haben um des hintern Baues wegen. Da sprach der Burgemeister: Gönd Ihr heim, Ihr versäumt uns nur. Wir haben sechs Mal wegen Euch Rath halten müssen, wir haben Anders zu thun als nur mit Euch umzugehn; Ihr fürchtet, wenn ein Wort geredet wird, so fürchtet Ihr, der Himmel wolle auf Euch fallen. Gönd heim, bis wir wieder nach Euch schicken; dann kommt oder nicht, thut was Ihr wollt. Da redete ein Rathsherr, der Erbarmen mit uns hatte: Sie werden sich noch bedenken wegen der sechs Männer. Da sprach der Underburgemeister Peter Müller: Usse, usse mit enen! Da sprach eine, als wir aus der Stube giengen: Wir bitten Euch, Ihr wolle unsre treuen Schirmherren sein wie bisher. Da redete der Watter: Ihr wollt doch nicht gehorsam sein. Also giengen wir aus der Rathstube wie arme Kinder; doch war es uns ring, da wir nur nicht Vögte haben mussten.

Also kam das Geschrei unter das Volk, wir wollten uns nicht dem Rathe untergeben, und ward der Drohungen und Anschläge viel. Eins wollte uns verbrennen; eins wollte uns austrinken und essen, was wir hätten, und uns zerstören. So manchen übeln Rath hat das Bubenvolk über uns erdacht. Also kam an der Herren Fasnacht eine Schaar aus der Stadt, nicht gering, und wollten bei uns trinken und essen. Da trieben wir sie ab, dass sie nicht in das Haus kamen und uns keinen Schaden thaten. Und an dem gleichen Tag kam eine andre Schaar, unser Nachbar Lienhard Kupferschmied und Andere, die wir auch kannten, und wollten auch durchaus in's Haus. Da sprachen wir, sie sollten uns gegen das Recht nichts thun, und sie trieben viele Worte, Drohworte und Bittworte, und sprachen, unser Bauch wäre unser Gott und wir wollten das klare Gotteswort nicht hören und seien Gleissnerinnen, und sonst viel drohten sie, sie hätten es angefangen, sie wollten's diese Nacht gar ausmachen. Also ward uns in der Nacht das grosse Fenster zerworfen und der Laden an der Winde zerhauen, und warfen so stark mit grossen Steinen, dass wir meinten, die Mauer wäre voll Löcher. Wir ruften und drohten ihnen; doch liessen sie kaum davon. Da schnitten sie uns das Seil an der Porten ab und schellten viel in der Nacht und in der alten Fasnacht. Da ward uns auch ein Kirchenfenster zerworfen und am dritten Sonntag in der Fasten zu Nacht ward uns ein Laden vor dem Kirchenfenster zerworfen, und hätte fast wieder ein Fenster gekostet, und haben heute dem Schlosser dafür 8 Gulden müssen geben und dem Tischmacher drei dicke Plappart, in solche Verköstigung haben sie uns gebracht.

Jesus Maria.

Item. Nun ist uns weiter Kummer und Betrübniß zugestanden an dem heiligen Palmtag im 25. Jahr. Um 3 Uhr im Tag ist eine grosse Menge aus der Stadt gekommen, und ist Christian Appenzeller, der Schuhmacher und Zunftmeister, ihnen ein Führer und Hauptmann gesin und kamen an die Port und läuteten frevrendlich an, und da kam die Portnerin und die Aelteren alle. Da sprach der Appenzeller, der war ihr Redner, sie wollten Wein und wir sollten ihn herausgeben, sie wollten ihn wohl bezahlen. Da sprachen sie: wollten wir sie nicht einlassen, so sollten wir ihnen zu essen geben. Wir sprachen, sie wären nah bei der Stadt und sei drum nicht Noth. Da sprachen sie, sie wollten in's Haus und sehen, ob

Mönche da seien. Da sprachen wir: Es sind keine da. Und so trieben sie viel Unwahrheit. Was wir sagten, so musste ihre Rede wahr sein und glaubten uns nichts. Doch giengen sie ungeschicklich weg und drohten sehr und sprachen, sie wollten weiter Rath pflegen, und giengen fort. Da hatten sie einen Rath bei dem Brunnentrog vor der Mauer, und da gieng ein Theil in die Stadt, und kam der Appenzeller wieder und 3 mit ihm und wollte durchaus wissen, wen wir zu Oberen haben wollten. Da sprachen wir, wer ihn zu uns geschickt hätte, der Burgemeister oder der Rath? Da sprach er: Ich bin heraus geschickt, aber nicht von dem Burgemeister, und da sprachen wir: Wir wollen keinen zum Schirmherren haben ausser den Rath, die Räte sind allweg unsre treuen Schirmherren gewesen. Dafür haben wir sie aber auch und begehren sonst Niemanden als sie, und suchen sonst nirgends Hülfe und Rath als bei dem Rath von St. Gallen. Da sprach er: Ihr wollt doch nicht, dass sie Eure Oberen seien und gehet ins Kloster und fraget da um Rath und habt Euch hinter den Bischof von Constanz geflüchtet, und ich will einmal wissen, wen Ihr als Obern haben wollt. Das sprach er vier oder fünf Mal nacheinander und wollte sich nicht zufrieden geben, dass wir sprachen, wir wollten sonst Niemand als den Rath. Er stiess gar viel böse Worte aus, aber wir gaben ihm gute Worte wie Leute, die ohne menschlichen Trost und Hülfe sind. Da sprachen wir: Stellt uns Die unter Augen, die uns solcher Dinge zeihen; sie reden die Wahrheit nicht. Da sprach er: Eure Nachbarn haben es gesagt. Nachdem wir es lange mit ihm getrieben und er mit uns, es möchte Gott erbarmet haben, da giengen sie zum zweiten Mal fort und drohten erst recht. Da war es nach der Vigilie, da assen wir zu Nacht und da wir halb gegessen hatten, Gott weiss mit welcher Lust: da kam unsre Jungfrau (wohl eine im Klösterlein angestellte Magd) und läutete stark an und sprach: Habt Euch darnach! es kommt eine grosse Menge Mannen und wollen Euch überfallen. Jegliche ergriff etwas, das sie abseits that, ein Stinzlein oder eine Kanne; eine lief in die Kirche vor's heilige Sacrement und rufte Den an, der uns nie verlassen hat. Der hat uns wieder geholfen wie ein treuer Vater, der uns unsere Ehre behütet hat.

Nun da sie wieder kamen, wütheten sie vor Zorn und wollten mit Gewalt in das Haus und die Väter suchen. Da sprachen wir: Geht zu dem Burgemeister und heisst ihn 3 oder 4 Mann hinausschicken, so wollen wir ihnen alle Schlösser aufthun und sie gerne suchen lassen. Wir Alle dürfen einen Eid darauf schwören, dass sie seit St. Jakobs Tag nie bei uns gewesen sind. Da sprachen sie: Wenn wir in die Stadt gehen, so könnt Ihr sie herauslassen, und da sprachen wir: Bleibt Ihr nur alle da und habt Achtung und schickt bloss einen in die Stadt zu dem Burgemeister. Es half Alles nichts, er trieb viel böser Worte und wollten wir ihnen nicht aufthun, so wollten sie selber aufstossen. Da bot man ihnen Recht und sie sollten ohne Recht nichts zerstoren. Da sprachen sie frevelhaft: Wir pfeifen auf Burgemeister und Stadt und aufs Recht. Da sprachen wir: Wollt Ihr um der Stadt Recht nichts geben, so entbieten wir Euch das Recht vor gemeinen Eidgenossen. Da sprachen sie wie vorher und fielen über die Mauer ein, und da zerstiess Othmar Lütte das Hofthor zu dem ersten. Da kamen wohl zweihundert Mann in den Garten und da zerstiessen sie die Hausthüre mitten entzwei. Dann fielen sie so wüthend in das Haus, als ob kein Blutstropfen von Erbarmen in ihnen wäre. Sie wollten über alle Schlösser. Da war kein Winkel so hoch noch so tief im Haus, sie wollten darein und wenn man nicht behend aufschloss, so zerstiessen sie die Schlösser und öffneten alle Tröge und Trucken und warfen uns die Better auf und hatten grosse Lichter in den Händen und war doch noch Tag. Da läutete eine Schwester Sturm, da wohl 300 Männer da waren und mehr denn 60 Weiber. Da wollten sie zu essen und zu trinken haben, da konnten wir nicht genug aus dem Keller tragen mit Gelten und Eimern, sie fielen selber in den Keller und wollten die grosse Kellerthüre einstossen und den Wein auslassen. Da sprachen wir: Wir wollen Euch genug geben, nur schüttet ihn nicht aus! Also währte es wohl zwei Stunden, dass sie im Hause wütheten, und wir hatten noch keine Hülfe von Niemand, und waren doch unser wenig. Sie tranken uns wohl drei Saum Wein aus vom besten, den wir hatten, und trugen uns 40 Schneller feines Garn und sonst Garn fort, und zinnerne Schüsseln und Stinzlein und Löffel und Messer und Tischtücher und Zwechli (Handtücher), und ohne was sie uns gegessen

hatten noch hölzerne Schüsseln und Teller und einen kupfernen Becher und hölzerne Becher und Gläser, das haben sie weggetragen, und die Fenster in drei Stuben zerstoßen. Der Unfug war gross, und da hatten sie eine Gemeinde im Garten und wollten die ganze Nacht im Haus bleiben und plündern. Da schickten wir zu dem Burgemeister um Hülfe, es war nach dem Ave Maria (Betläuten). Da hiess der Burgemeister alsbald einen Rath versammeln. Da schickte man den Unterburgemeister und den Doctor Watter, und als diese kamen, beriefen sie die Leute zu einer Gemeinde. Da hiess man alle aus dem Hause in den Garten gehen. Doch wollten sie nicht aus dem Haus, und als der grössere Theil in den Garten kam, da sprach der Doctor Watter: Lieben Freunde, geht jetzt heim! darum bitt ich Euch, und meine Herren (das sind die Rathsherren) habens Euch entboten, Ihr sollet in die Stadt gehen. Da gieng der Doctor in das Haus und trieb sie aus dem Haus. Da giengen sie weg und liefen ein Theil in die Stadt und legten sich anders an und wollten mit Gewalt die Nacht im Hause bleiben, und da waren auch etliche, die sagten es dem Burgemeister. Da schickte er wieder heraus und hiess Jedermann in die Stadt gehn. Da blieben 6 Männer bei uns und 2 Frauen. Da kamen die Nachbarn, besonders Leonhard Kupferschmid und andere mehr, und betrübten uns noch weiter und wollten uns wieder die Thüren zerstoßen und trieben so viel gewaltiger Worte, dass wir ihnen einen Kübel mit Wein mussten herausgeben und Brot, und gleich über eine Weile kam aber ein Bubenvolk und kam ein Sturm über den andern, dass man mit Gewalt einbrechen wollte. Das trieb man, bis es zwei schlug in der Nacht. Gott weiss, wie wir armen Frauli eine Nacht hatten, das weiss der ewig Gott, dem sei es ewig Lob.

Da der Tag hellte, da giengen unser zwei zu dem Burgemeister und sagten ihm unsre Betrübniß. Er hörte es mit grossem Mitleiden und tröstete uns kräftig und war sehr nett und freundlich mit uns und erbot sich herzlich gegen uns, und was er uns thun könnte früh und spat, da sollten wir ihn nicht sparen; er wollte uns gern rathen und helfen.“

Dem Rathe musste der Vorfall sehr unangenehm sein. Es war bis jetzt nicht Ernstliches derart vorgekommen und geringerm Unfug leicht gesteuert worden. Aber ein Auflauf gegen das innert den Gerichten der Stadt gelegene Klösterlein am hellen Tage; das Sturmläuten, zu dem eine Nonne sich hatte in der Eile verleiten lassen; die trotz mehrmaliger ernster Abmahnung, auch wenn sie durch den Mund des einflussreichsten Bürgers, des Herrn J. von Watt, kam, dessen redreiche Zunge der Chronist so hoch rühmt, nicht ganz zur Ruhe gebrachte Menge; ein Zunftmeister an der Spitze, der kraft seines Amtes im Grossen Rath sass: das waren Zeichen, dass die Gährung im Volke bereits sehr hoch gestiegen sein musste; denn nicht bloss die zu Unfug geneigte Menge des Volkes, welche neben der Freiheit, die das Evangelium ihnen bot, auch Freiheit im Plündern, im Essen und Trinken beehrte, nicht bloss sie war der neuen Sache gefährlich: die katholische Partei unter den Bürgern war immer noch gross und die innerhalb den Stadtmauern gelegene Abtei von vornherein der bitterste und nicht zu verachtende Feind, der an den katholischen schweizerischen und nichtschweizerischen Nachbarn starke Freunde besass; aber der zweifeltste Feind wüthete in der Stadt selber, die Wiedertäufer, welche nicht bloss gegen die eben jetzt sich aufbauende neue religiöse Gemeinschaft der Evangelischen ankämpften, sondern sogar offen erklärten, dass das rechte Christenthum gar keine Obrigkeit dulden und kein Christ ein Oberer sein könne. Ein grosser Theil der Bürger war schon der Wiedertaufe ergeben und man durfte wohl befürchten, dass diese Partei zuletzt der Stadt Regiment an sich ziehen könnte.

Wir haben schon aus den Aufzeichnungen der Mutter gehört, dass sich der Rath alsbald schon am Palmsonntag Abends nach Betläuten versammelte, sobald die Nachricht vom Aufzuge dem Burgermeister zu Ohren gekommen war. Das war der Kleine Rath gewesen. Am Montag kam der Grosse Rath zusammen und beschloss ein Mandat, das auf allen Zünften verlesen werden sollte. Dadurch ward bei hoher Busse, Leibes- und Lebensstrafe nicht ausgeschlossen, verboten, einem Kloster, Nonnenhaus noch irgend einer geistlichen Person Schaden zuzufügen. Wenn Geschrei oder Sturm ausgehe, soll Jedermann in der Stadt bleiben, die vor dem Thor wohnen, beim Hauptmann sich versammeln und miteinander zum

Speiserthor ziehen. Jedermann ist aufgefordert, sich mit Schuhen und Waffen, Büchenschützen auch mit Pulver und Stein zu versehen. Zusammenrottung ist verboten.

Tags darauf, am Dienstag, versammelte sich der Grosse Rath wiederum, um eine Abordnung der Schwestern zu St. Leonhard zu empfangen. Nach beendigtem Verhör wurde Christian Appenzeller seiner Würde als Mitglied des Rathes für verlustig erklärt. Das war aber auch das Einzige, was der Rath gegen die Gesellen des Auflaufs in dieser schwierigen Zeit unternahm. Härtere Strafen an sämtlichen Betheiligten hätten ohne Zweifel die Stellung der Obrigkeit nur noch verschlimmert. Den Nonnen wurde erklärt, sie hätten gegen das Verbot Sturm geläutet, darum sollten sie den Schaden selber tragen. Hätten sie der guten Meinung des Rathes Gehör gegeben und sich bevogten lassen, sagte man, so wäre das Unglück nicht über sie gekommen. Der Rath lud daher die Nonnen zum letzten Mal ein, entweder gehorsam zu sein und die Vögte anzunehmen, oder die Grenzen der Stadt zu räumen. Doch hören wir, wie Wiborada Mörlin die Verhandlungen aufgefasst hat.

„Da mussten wir am Dienstag vor Rath, da sagte unser Fürsprech (es war wiederum Kaspar Zollikofer) mit kurzen Worten, wie es uns ergangen war, doch erzählte er nicht den dritten Theil. Denn hätten wir es vor Rath dargethan, wie es ergangen war, es wäre ein wild Ding geworden. Da kamen etliche unsrer guten Freunde und baten uns um Gottes und des Friedens willen, dass wir bescheiden in der Klage wären und meinen Herren den Schaden schenkten, oder es würde ein wild Ding werden. Man besorgte stark einen Auflauf. Da folgten wir und gaben die Sache ganz dem Rathe zum Entscheid. Das nahm der Rath sehr gern an. Da klagte der Christen Appenzeller wider uns, er hätte es um des Rathes wegen gethan, weil wir sonst durch unsere Freunde um das Unsere gekommen wären; die Mönche hätten immer Fasnacht bei uns und gäben uns gute Worte und schwatzten uns das Unsrige ab. Er meinte, er wollte meinen Herren wohl gedient haben. Da fuhr ihn der Burgemeister hart an und sprach: Man hat dir es nicht empfohlen, du solltest noch weniger gefehlt haben als andre Leute, und mit andern sehr scharfen und harten Worten, die man ihm gab. Aber man war recht tugendlich gegen uns. Da hiess man beide Theile herausgehen. Da ward gar ein heftig Ding im Rath und wir waren dabei sehr bang vor der Thüre. Da hiess man uns hereinkommen. Da sprach der Burgemeister: Lieben Schwestern, Ihr habt Sturm geläutet, das hättet Ihr nicht thun sollen, es steht eine grosse Busse darauf; Gott ist mit Euch gewesen; wäre der Sturm ausgegangen, so wäre es Euch übel bekommen. Aber Ihr habt es aus einem Schrecken gethan. Meine Herren wollen es Euch nachlassen, thut es aber nicht mehr. Da sagte man unserm Widersacher, der die Sache angerichtet hat, viele harte Worte und er war dazumal Zunftmeister und hiess man ihn aus dem Rath gehen und ward ganz aus dem Rath gesetzt. Da sprach wiederum der Herr Burgemeister: Lieben Schwestern, es ist meiner Herren Meinung, dass Ihr jetzt eine Antwort gebt, ja oder nein, dass Ihr zwei Vögte nehmen wollt, die Euch meine Herren geben, oder wollt Ihr es nicht thun, so sollt Ihr meiner Herren Gerichte bald räumen; sie wollen keinen solchen Auflauf mehr abwarten. Da hätten wir gleich sagen sollen: Ja, wir wollen es gerne thun. Da baten wir wieder um unsern Fürsprech und giengen vor die Thüre. Da sagten wir dem Fürsprech, wir wollten zwei Vögte, die sie uns geben; doch bäten wir, dass sie uns liessen bleiben bei unserm alten geistlichen Leben und Herkommen. Da sprach der Burgemeister: Je frömmere Ihr seid, desto lieber ist uns. Da war es in der zwölften Stund.

Da kam zu Abend ein Zunftmeister an die Porte böswilliger Weise und sprach, wir hätten uns dem Rathe noch nicht untergeben und sprach Vielerlei. Da wurden wir wiederum ängstlich. Da meinten unser etliche, man sollte zu dem Burgemeister gehen und es ihm sagen, damit man uns nicht noch einmal überlaufe. Doch wurden wir zu Rathe und schwiegen still und giengen nirgends hin. Doch kam so manche Botschaft zu uns, wie man uns drohe, man wolle erst recht an uns, und an den Osterfeiertagen, da warfen die Buben so viel nach uns mit Steinen auf die Dächer und in den Garten. Da schrieben wir dem Burge-
meister einen Brief und nannten ihm drei Buben. Da bot man die drei Buben vor Rath. Da sprach man zu ihren Eltern, sie sollten uns davor sein, und geschähe es mehr, so würden sie dafür genommen werden,

und da ward es gar still mit Werfen und that uns Niemand kein Leid mehr, und da man dem Burge-
meister das Brieflein brachte von unsertwegen, wie uns die drei Buben thäten, entbot uns der Burgemeister
wiederum viel Gutes, er wollte unser Vater sein, bis wir Vögte bekommen hätten, wir sollten nur fröhlich
sein. Also wurden wir wiederum getröstet. Auch an dem Dienstag in der Charwoche beschickte man alle
Zünfte, was über 14 Jahre alt war, und gebot man bei 24 Pfund Heller Busse, wer den Klöstern oder den
Schwesterhäusern oder Priestern Leid anthue, oder wenn einer sich dessen vermässe, so wolle man zu seinem
Leib und Leben greifen.

Nun hat es sich begeben an dem 11ten Tag im Maien im 25sten Jahr, da hat man uns zwei Vögte
gegeben, den ehrsamem Herrn Zunftmeister Hansen Ramsperg und den ehrsamem Ambrosi Schlumpf. Da
kam der Rathsknecht am Freitag und verkündete es uns. Also giengen wir am Samstag zu ihnen und
baten sie, dass sie sich mit uns leiden möchten und mit uns thäten, wie wir ihnen vertrauten. Denn wir
hatten ein besonderes Zutrauen zu ihnen, so väterlich und treulich haben sie sich erboten.“

Mit der Aufstellung der Vögte war der Streit zwischen den Feldnonnen und dem Rathe der Stadt
vorerst geschlichtet. Weder die Rathspokolle noch das Tagebuch erwähnen ihrer mehr über ein Jahr
lang. Man hatte mit den Wiedertäufern zur Genüge zu schaffen, hatte für die Räumung der St. Laurenzen-
Kirche Sorge getragen, den alten Gottesdienst ganz aufgehoben und eine neue Kirchenordnung, die erste
evangelische in St. Gallen, eingerichtet. Im 1526sten Jahr ward Doctor von Watt zum ersten Mal zur
Würde eines Bürgermeisters berufen; unter ihm wurde das neue Gebäude befestigt und ausgebildet; ein
Ehegericht wurde eingesetzt, die nunmehr zu haltenden Feiertage bestimmt. Indessen dachte man doch
auch wieder an das bevogtete Nonnenhaus und fand für gut, die Vögte ihretwegen mit einigen kleinern
Aufträgen in's Klösterlein zu schicken. Die Mutter schreibt:

„Item. Darnach im 26sten Jahr am 14ten Tag nach Sant Bartholomäus Tag kamen unsre zwei Vögte
wieder zu uns und sprachen, wir sollten sie zum Besten aufnehmen, es wäre ihnen längst anempfohlen,
mit uns zu reden. Sie hätten aber bis jetzt keine Zeit dazu gefunden. Doch müssten sie es thun, sie
dürften nicht länger verziehen, sie müssten meinen Herren Antwort geben. Item und war das erste An-
bringen, dass wir Niemand sollten aufnehmen zu einer Schwester ohne des Rathes Willen und Erlaubniss,
das andere, so sollten wir ihnen die Anstösser unserer Zinsbriefe und unserer Güter aufzuschreiben geben.
Item, da gaben wir Antwort, über das Erste, es wäre eine schwere Sache, wir wollten eine Frist darüber
begehren. Das Andere mit dem Aufschreiben der Anstösser achteten wir dazumal nicht so hoch, da sie
doch die Zinsbriefe und Güter schon aufgeschrieben hatten. So liessen wir es geschehen.“

Die Vögte eilten nicht mit Einholung der Antwort. Hatte sich doch die Stellung der Obrigkeit
so befestigt, dass es sich nunmehr von selbst verstand, dass das Haus bei St. Leonhard mit der Zeit, wie
es in diesen Jahren an andern Orten mit andern Stiftungen schon viel geschehen war, ein Ende
nehmen müsse. Doch fanden am Charfreitag des nächsten Jahres Hans Ramsperg und Ambrosius
Schlumpf, es sei an der Zeit, ihre ihnen anvertrauten Frauen wieder zu besuchen.

„Item. Also liessen sie es bleiben bis an den stillen Freitag im 1527sten Jahr. Da kamen wieder
unsre zwei Vögte und sprachen, sie wären jetzt da und wollten eine Antwort von uns haben und wollten
wissen, wess wir uns bedacht hätten, seitdem sie bei uns wären gewesen; denn sie müssten meinen Herren
Antwort geben. Da sprachen wir: Wer hat Euch zu uns geschickt, der Grosse Rath oder der Kleine?
Da sahen sie einander an. Da sprach der Underburgemeister Ramsperg: Es hat uns der Burgemeister Watter
im Namen meiner Herren zu Euch geschickt. Da sprachen wir: So wollen wir es den Schwestern vor-
bringen, und so wurden wir miteinander zu Rathe und gaben ihnen diese Antwort: Sie wüssten, da wir
vor dem Grossen Rath gewesen wären und man uns zwei Vögte gegeben hätte, wie die Rätthe gewollt
hätten: da sprach der Burgemeister, sie wollten uns nur darum bevogten, damit sie uns bei dem Unsem
beschirmen möchten, sonst vermöchten sie uns nicht zu schirmen. Der Burgemeister sprach auch dabei,
sie wollten sich mit unserm geistlichen Stande gar nicht befassen; je geistlicher wir wären, desto lieber

sei ihnen. Nun halten wir dafür, der Rath halte uns, was er uns verheissen hat; so wollen wir ihm auch halten, wie wir ihnen zugesagt haben. Wir haben ihnen zugesagt des zeitlichen Wesens halber, und so haben sie uns zugesagt, dass sie sich des geistlichen Wesens nicht annehmen wollen. Nun geht das die Geistlichkeit an, wenn wir Niemand als Schwester sollen annehmen, und darum thun wir es nicht, sprachen wir. Denn unser Haus würde abnehmen und ganz ausgehn. Auch dürfen wir das gar nicht thun; denn diese Stätte ist uns auch darum gegeben, dass wir Gott da dienen können. So wollen wir auch Niemandem davor sein, wer kommt und Gott dienen will und einen rechten Grund dazu hat; dem wollen wir es nicht abschlagen, und andere Worte mehr. Also traten sie von uns und redeten etwas miteinander und da kamen sie wieder zu uns in das Capitelhaus. Da sprach wieder der Underburgemeister: Wären wir seine leiblichen Kinder, so wollte er uns in Treuen rathen, dass wir ihnen eine andere Antwort gäben; denn man würde diese nicht für gut nehmen. Doch was sie drohten und sagten, wir wollten keine andre Antwort geben. Da sprach er: Wenn aber Viele kommen, so werdet Ihr eine andre Antwort geben. Da sprachen wir aber: Wie viel Euer kommen, so geben wir keine andre Antwort. Also giengen sie wieder fort und sprachen, sie wollten in der Woche kommen und wieder Abrechnung mit uns halten. Da baten wir sie sehr, dass sie warteten bis in die ganze Woche vor Pfingsten. Also haben wir wieder manchen Schrecken empfangen und gefürchtet, sie kämen. Item. Nun kamen sie an unsers Herrn Fronleichnam Abend, es waren unsre zwei Vögte, Junker Kaspar Zollikofer, Stoffel Krenck und der Stadtschreiber. Da fanden sie es der zeitlichen Güter halb wie vorher und kündeten uns auf diesmal nichts mehr an, als dass sie im Keller umgiengen und im Haus und schauten, wie wir Haus hielten. Nun fürchteten wir aber sehr stark, man hätte uns die Messe oder den Beichtiger verboten. Aber sie giengen freundlich von uns weg.

Nun hat es sich wieder begeben auf den Montag nach St. Mathäus Tag (23. Sept.), dass wieder unsere zwen ehrsamten Vögte und der ehrsame Ulrich Sailer und Michel Ammann zu uns geschickt sind und sprachen, sie seien von Kleinen und Grossen Rätthen zu uns geschickt und forderten eine ganze Gemeinde. Da erschraken wir wieder sehr stark; denn es giengen viel böse Reden auf der Gasse um, dass man uns das absprechen wolle, was Gott zugehört und seinem Dienst. Gott lasse es ihm ein Lob sein, die Angst und Schrecken, die wir empfiengen, und thaten doch nicht dergleichen. Item. Nun hub der Underburgemeister an zu reden und sprach, es wäre die Meinung Kleiner und Grosser Rätthe, dass wir unsere Zinsbriefe und was wir von Briefen hätten, in die Hände des Rathes legen sollten, damit, was immer vorgehen möchte, das Unsere versorgt wäre, und das geschehe in allem Guten, und dafür sollten wir es halten, und noch viel andere kluge Worte redete er. Da sprachen wir sehr furchtsamlich, wir sagten meinen Herren grossen Dank für alle Treue und bäten sie so demüthig und freundlich, als wir sie immer zu bitten vermöchten, dass sie den Rath bäten, dass er uns die Briefe selber behalten lasse. Wir seien ihrer alle Tage vor Gericht und Rath bedürftig und da könnten wir nicht alle Tage meine Herren überlaufen, wenn wir einen Brief brauchen müssten, auch wüssten sie ja, dass wir zu Niemandem hinflüchten, als zu ihnen. Sobald uns etwas begegnen sollte, was uns Furcht einfösste, so würden wir unsre Briefe zu dem Underburgemeister thun, darum sollten sie unsre Fürsprecher sein und es abreden. Da sprachen sie, wir sollten eine andere Antwort geben, sie müssten sonst gleich wiederkommen, und da ward viel erzählt, es möchte Gott erbarmt haben, dem sei es geklagt. Also giengen sie wieder weg. Wir waren ängstlich und giengen wieder zu beiden Vögten und sagten ihnen unsre Sorge in alle Wege. Da gaben sie uns Trost und Untrost. Also kamen sie am Montag vor Sant Franciscustag (4. Oktober) wieder und sprachen wie vorher und wollten, dass wir ihnen die Briefe geben. Da wollten wir es wieder nicht thun wie vorher und sprachen, was sich vorfinde, das wäre mit harter, saurer Arbeit uns erspart und unser väterlich Erbe; darum meinten wir, es hätte es Niemand billiger als wir. Und da fürchteten wir, sie schickten aber ein Bubenvolk über uns mit Gewalt. Da sprach ich: Wenn man uns mehr überlaufft und die Briefe verlangt wie vor, so wollen wir es nicht liegen lassen, wir wollen eins mit dem andern zusam-

menrechnen, und uns wundert, ob etwas vorhanden sei, dass Ihr also Noth habt mit den Briefen; dennoch wollten wir es nicht thun. Da waren sie betrübt und giengen. Aber wir als die in Aengsten waren, seufzten und rufften wieder mit mancher heissen Zähre zu Gott und zu seiner würdigen Mutter, dass sie uns zu Hilfe kämen nach seinem göttlichen Willen.

Nun hat es sich aber gefügt an St. Franciscus Tag, da Herr Peter, unser Beichtiger, Messe lesen wollte, da kam ein Rathsknecht und forderte die ganze Gemeinde. Da wollten wir eben zu dem heiligen würdigen Sacrament gehen. Da giengen wir zu dem Rathsknecht und da gebot er uns bei 10 Pfd. Heller, dass wir Alle von Stund an mit ihm giengen vor Rath, damit hat ihn der Burgemeister beauftragt. Da erschrakten zwei so stark, dass sie nicht vermochten mit zu gehen und zwei blieben bei diesen beiden. Also giengen wir sieben miteinander und gieng uns der Rathsknecht nach durch die Stadt, bis wir auf die Rathsstube kamen. Also hiess uns der Burgemeister alle dableiben, wenn schon zwei wieder gern daheim gewesen wären bei den beiden Kranken, das wollte der Burgemeister nicht geschehen lassen. Also warteten wir vor der Thüre. Da ruffte man der Mutter in die Rathsstube. Da sass ein Grosser Rath. Mit welchem Ernst und Bitterkeit sie der Conrad Weniger, der damals Burgemeister war, hiess in das Mittel der Stube treten, weiss Gott wohl und ich. Da hub er an: es wäre meiner Herren Meinung, dass wir die Briefe herausgeben, und thäten wir es nicht, so sollten wir sehen, wie es darnach ergienge. Zweitens, wir hätten gedroht, wenn man uns überlaufe wie vorher, so wollten wir es nicht lassen hingehn wie vorher, sondern eins mit dem andern zusammenrechnen. Das dritte, wo wir Schutz und Schirm suchen wollten? und wo wir Raths gepflogen hätten? Da bat ich um einen Fürsprech. Da wollte man mir keinen lassen, da hiess man mich selber reden; was ich zu Gott gedacht, ist ihm offenbar, der gesprochen hat: So ihr vor die Richter kommet, dürft ihr nicht sorgen, was ihr reden wollet. Da sprach ich: es wär wahr, wir meinten, es hätte es Niemand billiger denn wir, es wär nichts da, denn das mit harter grosser Arbeit gewonnen wär und erspart und unser väterlich Erb, und wenn man einer Tochter in's weltliche Wesen 400 Gulden gegeben hat, so hat man ihr, wenn sie in unser Haus kam, 30 oder 40 Gulden als väterlich und mütterlich Erb gegeben, so hätten wir dann die Leute nicht weiter gedrängt und sei kaum einer, der uns einen Batzen umsonst gegeben habe, sonst wollten wir ihn ihm wiedergeben. Zum andern, so wäre wahr, wenn man uns mehr überlaufe wie vorher, so wollten wir es ihnen klagen, damit sie es bestrafen könnten; das letzte Mal hätten wir dem Rathe Busse und Schadenersatz geschenkt. Zum dritten, wir hätten nirgends Rath gesucht als bei uns selber; Gott könnte noch wohl einen Daniel erwecken unter den Seinen, der würde uns wohl schützen und schirmen. Da redete der Doctor Watter: Ihr seid bescholtene Köpfe und wollt nicht gehorsam sein. Da sprach ich: Wir wollen gehorsam sein in Alledem, das nicht wider unser Gewissen ist und wider das, was wir Gott gelobt und verheissen haben. Ich sprach auch: Ihr habt uns verheissen, da wir sollten Vögte nehmen nach Eurem Sinn, wenn wir Euch nur der zeitlichen Dinge halber wissen liessen, so wolltet Ihr zufrieden sein. Auch wolltet Ihr Euch des geistlichen Wesens nicht annehmen; je geistlicher wir wären, desto lieber wäre Euch. Nun haben wir Euch gehalten, was Ihr uns verheissen habt; so haben wir einen Trost, Ihr haltet's uns auch und lasset uns das Unser. Da sprach der Underburgemeister: Meine Herren begehren des Eueren nichts, es sind wilde Zeitläufe. Der Watter aber: Die Frauen von Sant Kathrin haben es gegeben, die haben einen Gulden, wo Ihr nicht einen Pfennig habt. Wie thut Ihr so? Da redete ich: Es hat eine andere Gestalt um die von St. Kathrinen, als um uns; es ist eine Misshelligkeit dort geschehen, das ist bei uns nicht der Fall. Wir wollen miteinander sterben und leben und sind ganz einig. Ich wollte nicht einen Pfennig geben für alle die Uneinigkeit, die wir unter einander haben. Also trat ich jetzt aus. Da führte man mich in die Gerichtsstube und liess mich kein Wort mit denen reden, die noch vor der Rathsstube sassen. Also verordneten sie die Helfmutter Schwester Barbara, und da hat ihr der Burgemeister auch vorgehalten, wie mir, und der Doctor Watter und die andern. Mit was Angst und Schrecken sie ihnen geantwortet hat, weiss Gott allein. Da hiess man sie auch austreten und führte sie auch der Rathsknecht von den andern und durfte

kein Wort mit denen reden, die noch warteten. Also gieng Schwester Magdalena und Schwester Emerentiana und Schwester Juliana und Schwester Cæcilia, auch eine nach der andern hinein und gab uns Gott allen, dass wir die gleiche Rede thaten und wusste doch keine, was man mit der andern redete. Gott der heilig Geist, des Werk es war, der sei ewiglich gelobt. Also giengen wir dreimal aus und ein, ohne den Willen dazu zu geben. Da sprach der Burgemeister: Es sei denn, dass Ihr dem Rathe eine Antwort gebt, so kommt Ihr nicht ab der Rathsstube. Ach Gott, uns war wie der heiligen Susanna. Da sprach der Burgemeister zu unsern zwei Vögten, sie sollten mit uns austreten. So giengen sie mit uns in die Gerichtstube. Da sprach der Unterburgemeister: Ich rathe Euch bei Bidermanns Treuen, dass Ihr es thut, denn hätte ich gethan, was Ihr thut, ich käme nie mehr aus dem Hause. Ach Gott, wir wollten nicht gern gefangen sein und fürchteten uns, und war die Rede, wenn wir gefangen wären, so hätte man uns die Briefe mit Gewalt genommen und ein Bubenvolk in unser Haus geschickt, das uns überfallen hätte wie zuvor. Also wurden wir miteinander zu Rathe, wir wollten sprechen ja, und da forderte man uns wieder in die Rathsstube. Da sprach wieder der Burgemeister: Was habt Ihr Euch bedacht? Wollt Ihr es thun oder nicht? Da sprach ich betrübt: Wir müssen. Da sprach der Burgemeister: Was erklärt Ihr? Da sprach ich: Ja. Da hiess man uns wieder austreten und rief uns wieder in die Stube. Da sprach der Burgemeister: Meine Herren haben verstanden, Ihr habet gesprochen: ja; ist's wahr? Ich sprach wiederum elendiglich: Ja. Da gebot man den zweien Vögten, Ulrich Sailer, Michel Ammann, dem Stadtschreiber und zweien Rathsknechten, dass sie von Stund an mit uns gen St. Lienhard giengen und unsere Zinsbriefe holten. Also giengen sie von Stund an mit uns durch die Stadt, und wir waren doch noch nüchtern, und war um ein Uhr. Da sprach ich: Lasset uns nur vorher zu Morgen essen. Da half kein Bitten. Da sprach der Burgemeister: Meine Herren sind auch noch nüchtern. Also gaben wir ihnen die Briefe in einer verschlossenen Trucken. Da versprachen sie uns, wenn wir eines Briefes vor Gericht nöthig hätten, so wollten sie ihn uns geben.“

Der Erzähler dieser Geschichten möchte nicht bloss den geängstigten Frauen von St. Leonhard auf ihre Trübsal hin eine längere Ruhe und ungestörten Frieden gönnen, sondern er möchte auch sich selber und seinen Lesern gern fröhlichere Geschichten mittheilen. Es darf aber nicht sein. Denn die reformatorische Bewegung musste, nachdem sie einmal so weit gediehen war, ihren Fortgang nehmen, und der Rath, dem sein Regiment nun nicht mehr bloss als weltliches Regiment erschien, sondern als von Gott eingesetzte Ordnung, war entschlossen, auch den zweiten Schritt zu wagen und die Nonnen der Stadt zum evangelischen Glauben zu führen. Es war dies nicht eine bloss gegen die Klosterfrauen gerichtete Massregel, sondern im Laufe des 1527sten Jahres, worin wir mit unserer Geschichtserzählung stehen, beschloss der Rath, den Zwiespalt des Glaubens in der ganzen Stadt grundsätzlich aufzuheben und bloss die evangelische Predigt weiter zu dulden. Da man aber nicht sogleich mit Gebot und Verbot gesetzter Busse gegen die Ungehorsamen vorgehen wollte, beschickte man etliche Tage dieselben vor einen ehrsamem Kleinen Rath, und erstmals die so des Rathes waren, demnach die von der Gemeinde, Frauen und Männer, und baten und vermahnnten sie auf das freundlichste und höchste um des gemeinen Friedens und vorab um des Heils ihrer Seelen willen, die evangelische Predigt zu besuchen. Der Chronist gesteht aber, dass bei dem Mehrentheil das bittliche Anlangen wenig erschossen habe. Zuletzt kam die Reihe auch an die Nonnen; wie man ihnen die Vögte gegeben, haben wir erfahren; nun gab man den Nonnen von S. Katharinen und denen von S. Leonhard auch einen evangelischen Prediger. Die Schwestern von St. Katharinen erhielten ihren neuen Prediger, der aber vorerst neben dem katholischen Beichtiger und in der Predigt mit ihm abwechselnd dem Gottesdienst und der Seelsorge im Kloster obliegen sollte, in der Person des früher in Memmingen angestellten, eines bedeutenden Rufes sich erfreuenden Dr. Christoph Schappaler. „Sie aber erzeigten sich, wie dieses Geschlechtes Art ist, ganz widerspenstig,“ bemerkt wieder der freilich evangelischem Glauben zugewandte alte Erzähler. Am 15. November wählte der Rath den Dr. Schappaler in sein neues Amt; für die Feldnonnen bestimmte er den Jakob Riner.

„Jesus Maria. Item, nun hat es sich aber gegeben im 27. Jahr an S. Othmars Abend, dass unsre zwei Vögte, Doctor Watter, Jakob Riner, der vor Zeiten ein Priester gewesen ist, und ain Rathsknecht kamen. Da sprach Dr. Watter nach viel schönen Worten, die er machte: es wäre meiner Herren Meinung, dass wir nun fürhin Herrn Jakobem sollten zu einem Prediger haben alle Feiertage und alle Mittwoch, und solle Herr Peter, unser Beichtiger, auch ihm gegenüber predigen je einer um den andern; wer den andern der falschen Meinung überweise, da soll der andere es vor die hiezu gesetzten Fünfe bringen. Zu dem Ende hatten sie auch Herrn Peter vor Rath beschickt, der wollte es schlechthin nicht thun und wollte nicht dabei sein und ihm nicht zuhören und erklärte das vor Rath. Da sagte der Doctor Watter: Herr Peter hat sich geweht; ich hoffe, er werde sich eines andern bedenken. Da sprach ich, ich wollte mich mit den Schwestern berathen. Also wurden wir zu Rathe und wollten ihn predigen lassen, doch uns ohne Schaden der Zeit halber und nur an den Feiertagen und durchaus am Werktag nicht. Hätten wir es nicht zugelassen, so hätte man uns wieder dazu gezwungen. Jakob Riner fieng aber sein Predigen an am zweiten Sonntag im Advent und hat geprediget bis an den Sonntag der Herren Fasnacht.

Item. Nun hat es sich wieder begeben im 28sten Jahr am Mittwoch vor der Herren Fasnacht, dass wieder unsre zwei Vögte gekommen sind und eine ganze Gemeinde gefordert haben und gesprochen: Kleine und Grosse Rätthe hätten sie beauftragt, uns zu bitten bei 10 Pfund Heller Busse, dass wir unsern Beichtvater Herrn Peter Kaiser nicht mehr in unser Haus lassen, weder in Lieb noch in Leid, noch keine Messe mehr lesen in unsrer Kirche, weder er noch ein anderer Priester, auch an 10 Pfund Heller Busse. Auch bei dieser Busse sollten wir nun fürderhin alle Sonntage und so oft sie einen Feiertag hätten, in ihre Pfarr zu St. Laurenzen gehen zu ihrer Predigt, und wenn wir das nicht thäten, so sollten wir 10 Pfd. Heller geben und erwarten, wie uns meine Herren mehr strafen wollten. Also wurden wir zu Rath, wir wollten uns bedenken bis an den Freitag. Da kamen sie am Donnerstag wieder und wollten eine Antwort haben. Ach Gott, wir mussten. Da sprachen wir: Wir müssen. Da sprachen sie: wir sollten Kelch und Messgewänder verkaufen und keine Kerzen und Oel mehr brennen vor dem heiligen Sacrament. Also thaten wir, wie uns unser Gewissen rieth. Mit welcher Betrübniß wir das gehört haben, weiss Gott mein Herr wohl und unsre Herzen. Dass man uns den frommen Herrn Peter verboten, davon wäre noch viel zu schreiben.

Noch hat es sich begeben darnach am Sonntag nach der alten Fasnacht, dass der Ramsperg zu mir sprach, wir sollten die Bilder aus der Kirche thun oder sie würden kommen und sie selber daraus thun. Also thaten wir alle Gotteszierde aus der Kirche und entblössten die Altäre wie am stillen Freitag, dass Gott erbarm!

Item. Darnach am Dienstag in der ganzen Woche vor Pffingsten kam wieder Botschaft zu uns, unsre zwei Vögte, und sprachen: Kleine und Grosse Rätthe hätten sie zu uns geschickt, und bis zum St. Jakobs Tag sollten wir unsre Kleider abthun und weltliche Kleider machen. Was für Schrecken und heisse Thränen wir fallen liessen, ist Gott allein bekannt, den ruften wir an mit betrübten Herzen.

Item. Darnach am Donnerstag nach St. Ulrichs Tag im 28sten Jahr da kamen unsre zwei Vögte und fünf Mann mit ihnen und zerscheiterten unsere Bilder und giengen in alle Gemächer und in die Kirche und zerzerzten alle Bilder der Heiligen so, dass auch kein Kreuz mehr übrig blieb; mit welcher Betrübniß, ist Gott allein bekannt.

Item. Darnach am Freitag trugen sie die heiligen Sacramente weg und durch sie sind wir in grosse Angst gekommen.

Item. Darnach am Sonntag nach St. Jakobus Tag legten wir andere Kleider an mit inniglichem Weinen, das weiss Gott mein Herr, dem sei es geklagt und allem himmlischen Heer:

Item. Darnach am Montag nach St. Jakobus Tag kamen drei Maurer und brachen unsre drei Altäre nieder in der Kirche.

Item. Darnach am Freitag nach St. Jakobs Tag kam der Rathsknecht und bot mir und der

Kusterin und noch zweien vor Rath, also dass unser vier waren. Ach Gott, du weisst die Angst. Also hiess man die Kusterin zuerst in die Rathsstube gehn, war Schwester Magdalen Flechnerin; dann Schwester Elisabethen; dann musste ich in die Rathsstube. Da kam der Burgemeister Studer und nahm mir meine Hand, und bei meiner Treu musste ich beantworten, was er mich fragte. Item und war das erste, wir hätten geredet in unserm Haus: Wann kommen nun die Eidgnossen? Wann wollen sie uns zu Hilfe kommen? Da gab ich Antwort: Es hat's unsre alte Schwester gethan, die hab ich hart darum gestraft; sie will es nimmer mehr thun. Item zum andern sprach der Burgemeister: Ihr habt geredet, dessen hat man gute Kundschaft, man habe das heilige Oel über dem Brunnen ausgewaschen und Euch die Büchse gegeben. Da sprach ich: Man hat's wohl geredet in der Kirche, als man es wegnahm. Da wollte er wissen, wer? Da sprach ich: Es mag auch wohl die kindische Schwester gesagt haben, ich weiss sonst keine Schwester, die es gesagt hat. Da liess man es dabei bleiben, dass es die kindische Schwester gesagt habe; sonst wäre uns übel ergangen. Item, zum dritten sprach der Burgemeister: Wo habt Ihr hin geflüchtet? Man hat gewisse Kundschaft, dass Ihr geflüchtet habt. Saget's nur! Da sprach ich: Wir haben nicht geflüchtet; was wir dem Kempfer gegeben haben, das haben wir mit Wissen und Willen unsrer Vögte gethan; darum haben wir nicht geflüchtet. Da liess man es auch in Güte hingehn und sprach uns nicht hart zu; hätte es sich aber erfunden, dass wir es gethan hätten, so wären wir hart gestraft worden.“

So waren denn die Feldnonnen wenigstens äusserlich Glieder der evangelischen Gemeinde geworden. In andern Klöstern, die auch mit in den Strudel der Reformation gerissen wurden, zogen die Nonnen fort, heiratheten zum Theil oder suchten sich sonst eine Stellung im bürgerlichen Leben zu erwerben. Unsere 11 Schwestern dagegen gehen nicht auseinander, und da sie nicht mehr öffentlich sich zum katholischen Glauben bekennen dürfen, bleiben sie wenigstens im Herzen, vielleicht auch ein wenig äusserlich, so weit es angeht, Bekennerinnen ihrer Kirche. Der Rath liess sie gewähren. Sie konnten ja jetzt nichts mehr gegen die evangelische Stadt thun, als heimlich murren. Der Räumung der Stadtkirchen St. Laurenzen, St. Mangen und der Feldkirchen folgt die Zuhandnahme der Abtei durch den Rath im Namen der Stadt und mit Bewilligung der protestantischen Schutzorte. Ende Februar wird die Münsterkirche von allen Bildern geräumt, und am 7. März 1529 predigt Dominicus Zili auf der Münsterkanzel nach evangelischer Ordnung. Bereits sind die meisten umliegenden Ortschaften des Gotteshauses auf die Seite der Stadt getreten; andere thun es noch im Laufe des Jahres. Die Stadt ist mit sämmtlichen evangelischen Städten der Eidgenossenschaft in ein Schutzbündniss getreten. Zürich erklärt endlich den längst vorhergesehenen Krieg an die katholischen Orte. Schon stehen sich die feindlichen Heere bei Kappel gegenüber; da gelingt es noch einmal, den Frieden ohne Blutvergiessen herzustellen; aber die katholischen Orte müssen den evangelischen Zugeständnisse machen, die denen gleichsehen, welche eine geschlagene Partei den Siegern zugesteht. Schon richteten sich die ehemaligen Unterthanen des Abtes zu einer eigenen Verfassung, ohne dass dem Abte etwas Anderes als Protestiren übrig bleibt. Unterdess denkt der Rath auch wieder an seine geistlichen Schwestern zu St. Leonhard und beschliesst, ihnen eine angemessene Mitgift zu geben, wenn sie ihr Zusammenleben aufzuheben gesonnen seien.

„Item. Darnach am Mittwoch nach Aller Seelen Tag im 29sten Jahr kamen unsre zwei Vögte und sprachen: Der Herr Burgemeister und der Rath haben uns zu Euch geschickt, dass sie nicht wollen, dass Jemand gezwungen noch gebunden sei. So wollen sie Jeder von Euch hundert baare Gulden geben, welche heraus geht, auch wenn sie nichts in das Haus mitgebracht hat. Zum andern Mal sprachen sie, wir trügen die Schapperet (den geistlichen Rock) und giengen damit aus dem Haus und mit den Hauben und ärgeren die Leute, das sollten wir nicht mehr thun. Da sprachen wir: Wir danken meinen Herren für die Sorge, die sie zu uns haben; mit welcher Meinung und mit welchem Ernst, ist Gott meinem Herrn bekannt, der tröste alle betrübten Herzen, die um seinet willen Leid tragen, wahrlich nicht kleines.

Item. Darnach an Sant Elisabethen Tag kamen der Lienhard Strub und der Ramsauer, beide des

Kleinen Raths, und brachten wohl fünf oder sechs Knechte mit und nahmen uns die Glocken mit Gewalt. Da wollten wir sie ihnen nicht lassen und sprachen, ob der Burgemeister sie das habe geheissen und wo unsere Vögte wären? Da sprachen sie, der Burgemeister wisse nichts darum, und viele andre Spottworte gaben sie uns, was Gott wohl weiss, der auch verspottet ward. Also mussten wir es leiden, dass sie es mit Gewalt wegführten. Wir sprachen auch: Wie würde Euch das gefallen, wenn man in Eure Häuser gieng und Euch das Eurige nähme? Da sprachen sie, wir hätten es erbettelt. Da sprachen wir: Wir haben es mit unsrer sauren Arbeit gewonnen. Da sprachen sie: Ihr habt zu zarte Haut dazu. Da sprachen wir: Habt Ihr es uns gegeben, so wollen wir es Euch wiedergeben; aber Ihr habt uns nichts umsonst gegeben.

Item. Darnach im 30sten Jahr am Freitag vor dem Palmtag da kamen unsre zwei Vögte und der Stadtschreiber und sonst noch zwei von dem Rath und sprachen, wir sollten ihnen wieder einmal Rechnung abstaten. Da fanden sie alle Zinse und Güter wie vorher. Da sprachen sie, Kleine und Grosse Rätthe hätten sie zu uns geschickt und die Burgemeister, und ich sollte sagen, was Jegliche mit in das Haus gebracht hätte. Da sagte ich, so viel mir bekannt war; das schrieb der Stadtschreiber an. Also redeten wir viel mit einander, ach Gott, da wurden wir wieder bis in's tiefste Herz betrübt und schliefen wenig die selbe Nacht, und kam da zu Abend an dem Freitag der Rathsknecht und bot mich vor Rath, und ich solle noch zwei mit mir nehmen und sollten am Palmsonntagabend um die sechste Stunde vor Rath kommen. Da giengen wir mit grosser Angst und da wir in die Rathsstube kamen, da sprach der Burgemeister mit ernsthafter Stimme also: Ihr Schwestern, Ihr sollt wissen, dass Kleiner und Grosser Rätthe Meinung ist, dass sie einer Jeglichen 100 Pfund Heller geben wollen, welche weniger als das in das Haus gebracht hat, und welche mehr hat in das Haus gebracht, so wird man ihr das Mehrere auch geben, und welche fremd sind, die will man dahin schicken, woher sie gekommen sind, und wollen meine Herren Hand über das Andere schlagen; denn das Haus muss einmal geräumt werden, und darnach mögt Ihr Euch wissen zu richten; denn so ist's und nicht anders! Da gebrach uns noch alle Kraft. Da sprach ich: Lasst doch unsre Vögte mit uns austreten. Das geschah, und wir sprachen zu unsern Vögten, sie sollten doch unsrer Sache auch sich annehmen, sollten fragen, womit wir es verschuldet hätten und hätte doch keine je ein Gebot übergangen, so wollten wir uns noch mehr ihres Willens befleissigen, nur dass sie uns bei dem Unsern liessen und in dem Haus. Da giengen die zwei Vögte und wir wieder in die Rathsstube. Da redete und bat der Ramsperg recht von unsertwegen, desgleichen Brosi Schlumpf that eine recht schöne Rede. Da fuhr ihn der Burgemeister an, sie hätten der Nonnenrede genug gehört, sie wollten das Beginnenleben nicht mehr. Wie uns geschah, weiss Gott mein Helfer. Da sprach Eine: Hättet Ihr mir das vor 30 Jahren gesagt, da ich noch meine Kraft hatte, und jetzt sei es so theuer; denn man gab den Kernen damals 1 Viertel um 10 Batzen. Da war der Burgemeister fast zornig und hiess sie schweigen, oder ihr würde Böseres begegnen. Ach Gott, wir kamen mit Jammer heim. Da ward ein solcher Jammer unter allen Schwestern, dass es ein steinern Herz möchte erbarmt haben, dass man uns aus dem Hause geboten hat, was noch bis jetzt von keiner geistlichen Person je gehört worden. Also beschickten wir unsre Freundschaft, dass sie vor den Burgemeister giengen und bäten, dass man sie vor den Grossen Rath liess für uns zu bitten. Da schlug man es ihnen ab. Da wollten unsre Freunde wenigstens wissen, was wir doch gethan hätten. Da gab der Burgemeister zur Antwort: Sie beten und fasten und wollen nicht Fleisch essen. Und das ist geschehen am Montag in der grossen Wochen.

Item. Da kam die Kempferin von Constanz am Montag in der grossen Wochen und gieng am Dienstag zu dem Burgemeister und fragte ihn, ob man doch nicht für uns bitten könnte, es wollte der Burgemeister von Constanz und der Burgemeister von Horb, ihr Bruder und andre gute Freunde für uns bitten, und der Burgemeister von Constanz hat gesagt, es wäre doch nirgends der Brauch, dass man den Geistlichen so thäte. Also redete er wieder scharf wie vormals: Das helfe nichts; das Haus müsse einmal geräumt werden; man wollte der Zinimonien (Ceremonien) nicht mehr, des Vespers und Completes. Da

redete ich: Wir singen und lesen nicht, wir sprechen nur das Paternoster, man sagt viel von uns, was nicht wahr ist. Da nannte ich ihm drei Stücke, die er wohl kannte, dass es nicht also sei. Das erste, wir losen auf die Predigt nicht und wir hätten eine Person im Hause gehabt, die meine Herren gesucht hätten. Der Burgemeister war nämlich selber mit den Rathsknechten in unserm Haus gewesen und hatte mir heftig gedroht, man hätte meinen Herren als Wahrheit gesagt, sie wäre da, und da wir leugneten und ihm alle Schlösser aufthun wollten, da drohte er so hart: fände man, dass sie bei uns gewesen wäre, so würde man uns sehr hart strafen. Da erfand es sich bald, dass man uns Unrecht gethan hatte; daran also ermahnte ich ihn. Also rede man über uns Unwahres und doch müssten wir leiden, wie man mit uns umgienge. Da sprach er: Jetzt hab ich genug gesagt, so wisset, dass Ihr das Haus müsset räumen, das und nichts anders. Ihr werdet auch nicht die ersten und die letzten sein; nichts weiter; denn es muss sein.

Item. Darnach am Donnerstag nach den Osterfeiertagen da kamen der Burgemeister Meier und der Burgemeister Watter und der Stadtschreiber und unsre zwei Vögte und fragten Jegliche, was sie ins Haus gebracht habe. Da sagte Jede, was sie wusste. Da redete man viel mit ihnen, wie sie uns Schutz und Schirm hätten zugesagt und wie sie Ehre, Leib und Gut zu uns setzen wollten. Da sprach der Burgemeister Watter: Wir dürfen den Unglauben nicht schirmen, Ihr habt uns für Ketzer! Da sprachen wir: Das wollen wir nicht geredet haben; man thut uns Unrecht. Da redeten wir: Was da wäre, das sei Alles unser und mit unsrer Arbeit gewonnen und erspart und unser väterlich Erb. Da sprachen wir auch: Wer es uns nimmt, der nimmt uns das Unser. Da sprach der Burgemeister Watter: Nei, nit also! Meine Herren sind Eure Hausherren und wollen einer Jeglichen geben, wie viel sie hergebracht hat. Da sprachen wir: Sollten wir denn von Alters her vergebens Jungfrauen gewesen sein, und unser Vermögen keine Zinsen getragen haben? Wenn wir einmal aus unserm Haus müssen, so lasst uns alles das theilen, was da ist; denn es gehört Niemandem denn uns. Da sprach der Burgemeister: Nein! meine Herren wollen Die erben, die abgestorben sind. Da redeten wir: Wir haben Leben und Gut zusammen gesetzt und Lieb und Leid mit einander gehabt und grossen Hunger und Frost erlitten und von einer Mitternacht zu der andern gewacht, und Ihr wollt uns jetzt also mit Nichts austossen? Da redete der Watter: Man will Euch das Eure geben. Da redete Eine: Wenn Ihr mir schon das Meine gebet, so will ich nicht aus dem Haus. So lang noch ein Stotz (ein Pfahl) auf der Hofstatt ist, so will ich darauf sitzen. Da sprach wieder der Burgemeister: Wolltest du meinen Herren drohen? Man hat grössere Herren von dem Ihrigen gebracht denn Euch, und noch viel härtere Worte gaben sie uns, doch mussten wir schweigen. Da redete auch Eine: Alles was da ist, das ist unser, und wer es uns nimmt, der nimmt uns unser Eigenthum. Doch wollten sie es nicht lassen unser sein und haben uns von alle dem, das wir haben, keinen Ziegel gegeben. Und wie wir ihnen auch alle Dinge erklärten, so blieb doch der Watter auf seiner Behauptung und gab da viel schöne Worte.

Da am achten Tag der Ostern, am Samstag, da kam der Rathsknecht und hiess mich am Sonntag um die sieben vor Rath kommen. Als ich dahin kam, fragten sie mich wegen dem Leibgeding und über den Weingarten, und da sagte ich ihnen, wie man uns manche Sachen, die der Kirche gehörten, gegeben hätte mit Messen und Lichtern und Anderm, das wir thun mussten, und darum wer uns das Unsre nimmt, dem wollen wir es auf sein Gewissen geben. Aber es gehört uns. Da sprachen sie: Man wird es den armen Leuten geben. Da sagte ich wieder, wie wir es gewonnen und erspart hätten, und man habe es an den Stock gegeben, in's Münster und nach St. Laurenzen; aber man hat es uns gegeben; dennoch sind alle Schwestern des Sinnes, wer besser Recht zu dem Unsern habe denn wir, dem wollen wir es gern lassen. Ich kann es aber weder im Evangelium noch bei den Aposteln finden, dass man einem das Seinige nehmen soll, und andere Worte mehr redete ich. Da lief ich bald zu der Stube heraus, da hatte ich Etlichen zu frech geredet. So haben wir denn von diesem Tage an alle Stunde gewartet bis auf heute, wie man uns wollte thun und uns aus dem Haus treiben. Was Angst und Noth wir Nacht und Tag

gehabt haben bis heute, weiss Gott mein Herr, dem sei es geklagt. Auch hiessen sie mich, ich sollte alle Ausstände, Zinse und was man uns noch schuldig wäre und was wir schuldig wären, alles aufschreiben und ihnen schicken. Also mussten wir es thun. Wir woben uns auch zwei Tücher, die schrieben sie uns an und waren so grimmig auf uns, dass es Niemand sagen kann. Allen Gottesdienst mussten wir verstohlen thun.

Item darnach an St. Galler Kirchweih da kamen die Spitalerknechte und arbeiteten in unserm Acker. Da sprachen wir, was sie in dem Unsern thäten, wovon wir gar nichts wüssten? Da sprachen sie, meine Herren hätten es geheissen. Also standen wir die ganzen Fasten in Aengsten. Was wir an den Vögten fragten, so sprachen sie, sie wüssten nichts darum. Da giengen wir zu dem Burgemeister Kummer und sprachen: In welcher Absicht habt Ihr uns den Acker genommen und wissen wir doch nichts davon? Da sprach er, er wisse nichts davon. Da sprachen wir: Seid Ihr Burgemeister und wisset solches nicht? Da wies er uns wieder zu den Vögten. Gott weiss, was für Schrecken wir eingenommen. Da uns Niemand etwas wollte sagen, da giengen wir zum Spitalmeister Meinrat Weniger und fragten auch ihn, wer ihm unsern Acker gegeben habe. Da sprach er: Doctor Watter und der Burgemeister Meier und Etliche mehr, die wollten ihn ihm zu kaufen gegeben haben um 600 Pfund Heller. Da habe er kein baar Geld gehabt. Da sprachen sie, so sollte ich ihn unterdess bebauen und wie meine Spitalgüter haben. Da im Mai im 31. Jahr giengen wir zu dem Spitalmeister und sprachen: Wir müssen Geld haben; gebt uns etwas von dem Ackerwerth. Da sprach er: Was wird es sein? Wir sagten: 26 Gulden. Da gab man es uns. Zu diesem Preis haben sie ihn noch und geben uns den Zins davon.“

Sieben Jahre sind vorüber, seitdem am Montag vor Johannis 1524 die Schwestern den ersten Besuch des Rathsabgeordneten erhalten haben; nacheinander haben sie die freie Verfügung über ihre Güter, die Erlaubniss zur Aufnahme neuer Schwestern, den Beichtiger, den alten Gottesdienst verloren; sie waren doch beieinander geblieben, gewiss nicht ohne die stille Hoffnung bei sich zu nähren, dass das Rad der Zeit ihre Glaubensformen, die sie als die richtigen erkannten, innerhalb ihrer Klostermauern wenigstens wieder zur Herrschaft bringen werde. Ihre Hoffnung wurde genährt durch die Nachrichten, die sie von vielen Seiten her erhalten konnten, dass die katholischen Stände, unzufrieden über die vor zwei Jahren gewonnenen Friedensbedingungen, mit Macht rüsteten, hatten sie doch den König Ferdinand selber in ihr Bündniss zu ziehen gewusst. Die schon längst kriegerisch gesinnten Gemüther beider Parteien sehnten sich darnach, durch das Glück der Waffen entscheiden zu lassen, welche Religionspartei den endlichen Sieg davontragen solle. Für St. Gallen musste die Entscheidung doppelt wichtig sein; galt es doch hier die Frage, ob die seit nunmehr acht Jahrhunderten bestandene mächtige Abtei ein Ende erreicht haben oder ob es dem Abte vergönnt sein solle, von seiner Partei unterstützt wieder das Kloster und die Kirche des heiligen Gallus zu beziehen. Am 11. Oktober 1531 siegten bei Kappel die katholischen Orte, am 24. Oktober dieselben Orte am Zugerberg. Welchen Eindruck die Schreckensbotschaft in der Stadt St. Gallen hervorbrachte, lässt sich ermessen. Nicht bloss der Tod einer Anzahl Bürger, darunter des Konrad Meier, der im vorigen Jahre noch das Bürgermeisteramt bekleidet hatte, sondern vor Allem die Gewissheit, dass der Abt wieder ihr nächster Nachbar werden musste, gaben Ursache zu ernster Betrachtung der Hinfälligkeit menschlichen Treibens. Joachim von Watt, so erzählt der Chronist, hat von wegen unserer Stadt, für die er vielfältige Sorge trägt, solchen Schrecken darob empfangen, dass er in schwere Krankheit gefallen und mit lauter Stimme klagender Weise gesprochen: O einer frommen Stadt St. Gallen!

So gross aber der Schmerz Vadians war, so gross auch mag der Jubel der Schwestern zu St. Leonhard gewesen sein. Wenn je einmal wieder in ihrem Kirchlein die Altäre aufgerichtet werden sollten, so musste es jetzt geschehen. Am 12. Dezember ritt der Abt Diethelm Blarer in Wil ein; dort unterhandelten die Gesandten des Rathes mit ihm über einen Frieden; das Kloster wurde ihm natürlich wieder zugestellt; die Landschaft hatte ihm ebenfalls wieder gehuldigt. Am 1. März des folgenden 1532sten Jahres ritt

der Fürst mit seinem Convent und Hofgesind in den Hof zu St. Gallen und liess sich am folgenden Tage unter dem Geläute seiner Glocken auf den wieder bereiteten Altar setzen.

Und dennoch blieb der heisse Wunsch der Feldnonnen unerfüllt. Ihr Klösterlein stand einmal auf dem Boden der Stadt und da liess der Rath den evangelischen Gottesdienst, als den einzigen in der Stadt geduldeten, nicht wieder fallen. So war denn auf die Freude der Schwestern der Schmerz nur um so bitterer, als sich alle Hilfe als nichtig erwies. Die Mutter fährt in ihrem Tagebuche fort:

„Item. Darnach am Montag vor Mitfasten im 32sten Jahr, da der Friede geschlossen war, dass man Jeden bei dem Seinigen lassen sollte und ihm wiedergeben, was man ihm genommen hätte, da schickten wir nach Constanz um etliche Messgewänder, einen Kelch und eine Monstranz und da begegneten Martin Maurer und Franciscus Studer dem Knecht und hatten den Sack ergriffen und eilten bald zu dem Burgemeister und sagten es ihm. Da schickte der Burgemeister Watter den Rathsknecht, der gebot uns bei 10 Pfund Heller Busse, dass wir das, was der Knecht von Constanz gebracht hätte, in diesem Zustande belassen sollten, bis meine Herren es gesehen hätten, sie würden diese Nacht noch kommen. Ehe der Rathsknecht in die Stadt kam, da waren schon die zwei Vögte da und wollten es besehen, da war der Knecht noch nicht zu uns gelangt. Da schickten wir hin, dass er es bringe. Da wurde es zu spät. Da sprachen sie, sie wollten morgen kommen. Da kamen sie nicht, bis wir sprachen, sie sollten es sehen, und da sie es gesehen, da warfen sie den Kelch mit den Füssen und entweiheten ihn. Also giengen sie weg.

Und acht Tage nachher vor dem grossen Donnerstag zu Abend spät, da kamen unsre zwei Vögte und der Stadtschreiber und ein Rathsknecht. Da sprach der Altburgemeister: Der Burgemeister Watter und meine Herren haben uns zu Euch geschickt, dass Ihr uns die Messgewänder, den Kelch und die Monstranz gebt; sie wollen es Euch bei den Briefen aufbehalten. Da erschrakten wir alle, insonders ich; denn ich wusste die Ursache; denn ich hatte den Knecht geschickt, Gott vergebe es mir und sehe mein Herz an, der kennt es, dem sei ewig Lob von mir. Da sprachen wir: Im Friedensschluss steht, dass man Jedermann das Seinige lassen soll und wem man es genommen hat, dem soll man es wieder geben. Da sprachen sie, sie wollten es uns nicht nehmen, sondern aufbehalten. Da wollten wir es ihnen doch nicht geben, was sie auch sagten. Da wurden sie zornig und liefen weg. Da gaben wir die Sachen dem Rathsknecht. Also sind wir betrübt worden mit viel Worten und Werken, Gott vergeb unsere Schuld und lass es ihm ein Lob sein.“

Damit schliessen wir unsere Mittheilungen aus dem Tagebuche der Schwester Wiborada Mörlin, Mutter des Beginenhauses bei St. Leonhard. Zwar gehen ihre Aufschreibungen bis in's 1538ste Jahr; sie sind aber alle nicht von der Art, dass dadurch auf das Loos der Schwestern nachhaltig eingewirkt worden wäre. Dass sie dem alten Glauben fortwährend anhänglich blieben, das zeigt eine Scene, wo die Mutter deshalb, weil sie einem sterbenden Manne Beichte und Sacrament angerathen hat, gefangen gesetzt wird. „Ich habe ihm gerathen, was ich auch gern hätte, wenn ich in der Noth wäre. Da war ich am Donnerstag und die Nacht darauf allein im Stübli.“

Mitten in den Vorbereitungen zur Fertigung eines Lehenbriefes schliesst das kleine Büchlein. Wo die Schwestern und insbesondere ihre Mutter zuletzt hingekommen sind und wo sie begraben liegen, haben wir nicht in Erfahrung bringen können. Erst in den Jahren 1560—1569 verglich sich die Stadt mit der Abtei über die gänzliche Auflösung des Klösterleins. Das Schwesternhaus wurde nach mannigfachen Schicksalen zuletzt, was es heute ist, ein Strafarbeitshaus; das Kirchlein der Feldnonnen ein Jahrhundert später wieder hergestellt und zur Filialkirche der Stadt umgewandelt. Die letzte lebendige Erinnerung aber an die Zeiten, da die Schwestern hier in gemeinsamer Andacht und gemeinsamem Gebete einträchtig bei einander wohnten, bewahrt noch der Name, den Haus und Kirche im Volksmunde führen: Im Klösterli.

